

Fridolin Hofer

Autor(en): **Büchli, Arnold**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **1 (1921-1922)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

läßt. Ein Bub noch fast die Gestalt im Vordergrunde, die sich eben den Kriegsrock umlegt; jugendlich auch das Feuer und die Begeisterung, die die schlanke Gestalt mit dem erhobenen Arm durchlodert; eine Jugend, für die es keine heiteren Schäferspiele und Träumereien auf bunten Blumenwiesen gibt, sondern die in einer harten Zeit aufgewachsen, früh zu harter Männlichkeit heranreifen muß. Möchte, wenn das Vaterland ruft, auch unserer schweizerischen Jugend bechieden sein, Taten zu tun, die eines Denkmals wert sind, wie es hier Hodler der deutschen Jugend von 1813 errichtet hat.

Darin, daß Hodler über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus und in das gesamte deutsche Kulturreich hinein wirkt und mit seinem gesunden ländlich-bäuerischen Schweizertum einem innerlich zerrissenen, vielfach seinem Wurzelboden entfremdeten, schwerstem körperlichem und seelischem Leid anheimgegebenen Brudervolk geistige Erfrischung und nationale Stärkung zu sein vermag, ist er wahrhaft schweizerisch. Seit Haller, Bodmer und Breitinger ist je und je von den großen schaffenden Geistern der Schweiz eine solche Wirkung ausgegangen, es sei nur an Keller erinnert, der gerade heute wieder zu den in Deutschland am meisten gelesenen Dichtern gehört. So hat Hodler nicht nur seines eigenen Vaterlandes nationale Kraft und Kulturgüter gemehrt, sondern auch über dessen Grenzen hinausgewirkt und ihm dort Ansehen und Ruhm geschaffen.

Fridolin Hofler.

(Zum 26. Oktober 1921)

Von

Arnold Büchli-Narburg.

Sob die allein selig sprechende literarische Kurie Fridolin Hoflers Sechzigsten geburtsfestlich begehen wird? Der allzu bescheidene Einsiedler von Römerswil wird es schon gar nicht erwarten, und es ist auch kaum anzunehmen. Man hat ja so viel zu tun, das flutartig heranraschelnde mit Versen bedruckte Papier zu durchfliegen und zu sortieren (nach der Berühmtheit der Verleger selbstredend). Man verbraucht so viel Lungenkraft, um den getreuen Zeit- und Zeitungsgenossen die vom ausländischen Büchermarkt als „wichtig, bedeutend!“ notierten und mit Expresß hereingeholten Tagesgrößen aufzureden. Wie käme man da dazu, sich eines in dörfliche Abgeschlossenheit zurückgezogenen einheimischen Dichters anzunehmen, selbst wenn man dabei nicht in Gefahr geriete, sich zu blamieren, selbst wenn dieser Dichter eigentlich nicht mehr umstritten wäre.

Und Fridolin Hofler hat sehr günstige Beurteilungen gefunden. Trotzdem vermochte es keines seiner Bücher auch nur auf eine zweite Auflage zu bringen. Kein Wunder, denn unsere zünftige nicht minder als die

unzünftige Literaturkritik lobt so viele und auch so fragwürdige Leistungen, daß die lesende Öffentlichkeit nach dem üblichen raschen Abflauen des Tagesinteresses nachgerade achselzuckend über die Ruhmreden hinwegflüchtet — zur nächsten Sensation. Und die dünner und dünner werdenden Kreise der literarisch Interessierten kommen kaum mehr an gegen den Andrang der wechselnden Berühmtheiten, die heute von den großen Verlagen auf die Szene gestellt werden und die doch jeder gelesen und — verstanden haben muß, will er sich nicht als altmodischer Kauz belächeln lassen.

So kann man heute in der kleinsten Schweizerstadt mit der leidenschaftlichen Frage überfallen werden: Kennen Sie Däubler? Wie, Sie haben Trakl noch nicht genossen? Und wagt man dagegen den schüchternen Einwurf: Lesen Sie unsern Fridolin Hofer? so antwortet in der Regel ein Mitleidslächeln: Ach, hat er nicht irgendwo in der Inner- schweiz verlegt? Wohl, als grundechten Schweizer dürfen wir Hofer auf den Schild erheben. Gut schweizerisch ist seine Neigung zur Bildhaftigkeit im alten Sinn, die eine aus andern Himmelsstrichen bei uns eingedrungene Literaturmode ersetzen will durch eine verwirrende Häufung von Gleichnisreden und Wortbildern, übrigens ein bequemer Kunstgriff, um über das ziemlich allgemeine Unvermögen im zusammenfassenden Gestalten hinwegzutäuschen. Gut schweizerisch auch sein Hochhalten der dichterischen Tradition. Die Ehrfurcht vor dem Schaffen der Meister hielt ihn fern von den Wegen jener allzuvielen Unreifen, deren überhebliche Gebärden weniger eigenes Können als hoffnungslose Schwäche verraten.

Heiliges bespricht, mit Lauge äzend,
froh der Frechling.

Und diese ehrfürchtige Treue gab Hofer das Recht, in die Fußstapfen der Großen zu treten, an deren Werk sich seine Kunst nun bescheidenlich messen darf, ohne kleinlaut zu werden. Echt alemannisch ist aber auch sein Einsiedlertum, ist seine Dichterart, aus stillstem Erdeneklein ahnend, schauend, schaffend die Welt zu erfassen.

* * *

„Weit, weit dahinten“ haust er, im obersten, einsamsten Seetal, eine gute Strecke seitab vom Bahngeädder, wo da „einsam aus zweien Essen flattert, verflattert der Rauch“. Und wenn etwa ein Frühsommerabend drüben aus dem Baldeggersee einen Regenbogen emporbaut, schließt der zuhöchst wohl einige Schneegipfel über den mehr nur geahnten Turmspitzen der Stadt Luzern und unten einen Armboll Dorfgiebel in das heimelige Rundbild schweizerischer Landschaft. Was der Farbenbogen säumt, ist Fridolin Hofers Poetenreich. Also ein Flur-, Forst- und Dorfdichter? Nein, doch nicht. Hofers Blick dringt tiefer, durchdringt das dörfliche, das ländliche Leben bis hinunter in Urgründe. Gewiß, sein Gesichtskreis hat keineswegs universale Weite. Aber das Kleinste schaut er im großen Zusammenhang. Vor dem Alltäglichen staunt er in die

goldenen Säume des Wunderbaren, die dem echten Dichter jede Scholle Welt zu heiligem Erdensein erhöhen. „Tag für Tag“ erlebt er's:

Lichtwärts jubelt, was verborgen
tief in Nacht und Grauen lag:
Weltbeginn der junge Morgen,
Schöpfungswerk der hohe Tag!

Das glühende Aschenhäuflein im Feld, die Zwergbäume im Waldinnern, ein lesendes Mädchen, die tief drängenden Baumwurzeln, aber auch den „Erderschütterer“ schaut und gestaltet er in traumstarker Vision, „alles voll Seele“. Wie er da einmal ins Schneegestöber hinaussträumt, läßt er sich in seinem Sinnen selbstvergessen belauschen:

Schneewehen! Verdrossenen Blickes seht ihr nur Flocken;
aber meine Augen werden groß und frohlocken:
Rudel milchweißer Pferde —
Mit wehendem Schweif und wallender Mähne,
die elfenbeinernen Zähne
bleckend zum Freudengeschrei,
jagen sie, rasen sie über die Erde.
Stiebend! Vorbei!

In der Stadt kennt Hofer allerdings die alten Brücken und Domtürme besser als die Gewaltigen der Presse. Lange bekam man von ihm keine Feuilletons mehr zu lesen und zu richten. Seine italienischen Tagebücher, die sicherlich nicht nur für die literarischen Maulwürfe Kostbares führten, hat er selber verbrannt, und jedes Jahr einen Roman zusammenzuhasten, liegt ihm schon ganz fern. Er hat „nur“ Verse bekannt gegeben, aber so wundervolle Verse, daß sehr verschiedene Zeitgenossen, denen die Glocke des Ruhmes williger tönt, vor ihnen beschämt ein bescheiden Sprüchlein lernen müßten. Und man braucht sich in sie nicht erst mühsam hineinzulesen wie in unsere Modelyrik mit ihrem bald gezierten, bald apokalyptischen Getue. Als ob nicht allem Evolutions- und Revolutionsgerede zum Troß auch heute noch alles Große, Echte, Tiefe ungekünstelt, ungesucht einfach einher schritte!

Schon in seiner ersten, spät gereiften Sammlung „Stimmen aus der Stille“ leuchten einige schlechterdings vollendete Stücke. Noch sicherer baut er seine eigene Sprache, seine eigene Welt in seinem zweiten Buch „Im Feld- und Firnelicht“. Wohl spannt er auch hier ihren Kreis wenig über die Marken der Heimat hinaus. Wie ein scheues Ampellicht nur brennt die Liebe durch ihre Nächte. Aber keine einzige matte Stimmung, kein daneben greifendes Wort, jeder Vers Leben und Schönheit schauend. Und das will etwas bedeuten gegenüber den Leistungen der „jungschweizerischen“ Lyrik, auch der meistgerühmten. In seinem letzten Gedichtbuch „Daheim“, das Eugen Haag in Luzern verlegt hat, blaut nun ein zauberischer Glanz südlichen Himmels über die heimischen Berge herein. Hier ist Fridolin Hofer erst ganz er selber, ist er ganz und gar daheim in seiner Kunst seelenvoller Naturdeutung. Auch darin

zeigt er seine Meisterschaft, daß er immer nur nach Stoffen greift, und seien sie auf den ersten Blick noch so unscheinbar, die er mit spielender Sicherheit zwingt. Nur ein starker Könnner versteht wie er in drei, vier Linien die Stimmung einer Landschaft zu dichten:

Schluchten, dämmernd durch Monde,
sind aufwachend erhellt:
Des Lichtes blickende Sonde
sinkt bis zum Grund der Welt!

Hat uns die Welt vergessen,
wir vergaßen sie auch.

Raum, kaum schattet noch Wehmut durch dies lächelnde Wort. Doch nein, nicht ganz hat die Welt deiner vergessen, schlichter, stiller Meister von Römerswil! Ein ganzes Blumenbüschel Dank bringt sie dir zum heurigen Wiegenfest in deine Einsamkeit hinauf. Dank, daß du uns einen beglückenden Blick hast tun lassen in diesen grünenden, rauschenden, sonne-durchgoldeten Weltwinkel, in dieses „Daheim“ deiner Kunst, die kein Wort der Bitternis über lange Leidenstage hineindunkeln ließ, die vielmehr — wir ahnen es freudig — noch neue Gaben bereit hält und zum Spenden rüstet.

Politische Rundschau.

Schweizerische Umschau.

Im Ständerate durften wir in der zweiten Oktoberwoche ganz unversehens eine Debatte über schweizerische Völkerbundspolitik erleben, die sehr aufschlußreich endete. Zum bessern Verständnis seien einige Vorbemerkungen angebracht. Herr Ständerat Usteri, der Präsident der schweizerischen Vereinigung für den Völkerbund, ist offenbar nicht nur aus diesem Grunde ein Anhänger der westlich orientierten Außenpolitik (eine Politik, die sich ausschließlich nach Genf orientiert, ist westlich orientiert!), sondern es mögen hier noch Gesetze der Vererbung mitsprechen. Herr Usteri vertritt in der dreiköpfigen Schweizerdelegation beim Völkerbund sozusagen die deutsche Schweiz — ohne allerdings ein Mandat erhalten zu haben und ohne daß die Art und Weise, wie Herr Usteri sein Amt in Genf versieht, der am 16. Mai 1920 zutage getretenen Meinung der deutschen Schweiz entspricht. Herr Usteri fühlt sich offenbar mehr als Beauftragter des Völkerbundes bei der Schweiz, denn als Beauftragter der schweizerischen Regierung beim Völkerbund. Er hat seinerzeit im Ständerat gegenüber der offiziellen Ansicht des Bundesrates die These verfochten, die Abstimmung des Schweizervolkes über den Beitritt unseres Staates zum Völkerbund bedeute mehr als die Zustimmung des Volkes zu einem Staatsvertrag, es sei vielmehr die rechtliche Tatsache der Angehörigkeit zum Völkerbund einem